

17]

Rittmeister Brand.

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

17.

Die Zeit, in der geschienen hatte, daß die Gesundheit Georgs sich stärke, kindliche Lebenslust in ihm erwache, war vorbei. Er sank wieder zurück in die frühere, stille, wehmütige Niedergeschlagenheit. Schlaf- und ruhelos bei Nacht, stand er nach kurzem Morgenschlummer auf, um bald in ein traumseliges Hindämmern zu geraten, das ihm wohl tat, aus dem er sich aber oft gewaltjam aufrastete oder aufzuraffen suchte. Er litt nicht, er sprach nie einen Wunsch aus, er lächelte, wenn jemand sagte, er sei krank. Ach nein, er war nicht krank, ihm fehlte nichts, er war auch ganz glücklich, er war nur müd, sehr müd.

Einige Male hatte Brand den Nachmittag mit ihm in Neutalbegg zugebracht, zum Entzücken des kleinen Dietrich Peters. Wenn der hörte: Der Herr Rittmeister kommt, war er vom Gärtentor nicht fortzubringen, preßte sein Gesichtchen an die Eisenstäbe und schien durch die Kraft, mit der er's tat, die Kraft seiner Sehnsucht ausdrücken zu wollen. Sobald er Brand von weitem erblickte, schrie er auf und rief in allen Tönen der Härtlichkeit — jauchzend, jubelnd, in Rührung hinschmelzend: „Mein Zittmeister! Mein He Zittmeister!“

Und dem einsamen Manne, der eine unerwiderte Liebe im Herzen trug, tat die anbetende und äuserungsbedürftige Liebe dieses Kindes wohl.

Auch der immer freundliche, immer nachgiebige Georg wurde von Peter Peters warmführenden Sprößling angebetet. Der große Georg war so gut mit ihm, tat alles, was er wollte, verwies ihm kaum je einen Ungehorsam, eine Unart, räumte ihm aber die Gelegenheit und die Veruchung zu Ungehorsam und Unart sorglich und unauffällig aus dem Wege.

„Hören Sie, Frau Peters,“ sagte Brand zu Magdalena, „der Umgang mit meinem Pflegetohn dürfte für meinen Läuffing sehr erprießlich werden. Mein Georg, der ist ein Erzgieher!“

Magdalena empfand dies Lob als Ladel ihrer Erziehungskunst, was ihr nicht angenehm war und ihr den Gebriesenen nicht angenehm machte. Sie hatte für ihn viel Mitleid und wenig Zuneigung. Daß er stundenlang zeichnend, malend auf einem Flecke sitzen konnte, oder auch stundenlang nichts anderes tun, als Ameisen oder Vögel, oder die Wolken am Himmel beobachten, das ging ihr wider den Strich, war der rührigen Frau unbegreiflich und deshalb unsympathisch.

„Und die Sanftmut vom dem Buben, Herr Rittmeister! Diese ewigen Rücksichten auf andere Leute, und wie er so g'scheit spricht . . . 's is unnatürlich, Herr Rittmeister. Eine solche Brabheit, eine solche G'scheitheit kann gar nicht g'sund sein für einen Buben.“

„Für einen Buben, so? Ein Mädchen dürfte natürlich, ohne Gefahr, daß ihr Wohlbefinden darunter leide, nach Verlieben brav und g'scheit sein,“ erwiderte Dietrich. „Beim Manne, der sich ja doch nur zum zukünftigen Höllenbraten auswächst, kann es nicht zeitig genug „brandeln“, meinen Sie. Das sind Irrtümer, meine liebe Frau Peters, sehr gefährliche Irrtümer, die ihr Scherflein beitragen können zu dem schändlichen Kampfe der Geschlechter, den die Weibmänner und die Mannweiber der „Moderne“ in die Welt gesetzt haben.“

Frau Peters war verduht: „Kampf der Geschlechter?“ „Die Moderne?“ Sie ahnte nicht, was das zu bedeuten hatte, und wollte doch den Herrn Rittmeister nicht fragen, aus Furcht, ungebildet zu erscheinen. So beschloß sie, zu warten und von ihrem Manne Aufklärung über die Sache zu erlangen.

Brand hatte seinen Besuch bei Madame Amélie bis zur letzten Stunde vor ihrer Abreise verschoben. Da bedurfte die Scheidende am notwendigsten seines stärkenden

Zuspruches. Er wollte noch einmal an ihren Stolz appellieren und die Hoffnung aussprechen, daß sie im Bewußtsein ihrer geretteten Würde Ersatz finden werde für ihr zweifelhaftes und immer bedrohtes Glück.

Als er sich um halb acht Uhr morgens dem Hause näherte, sah er einen mit Koffern beladenen Landauer davor stehen. Sollte das der für Madame Vernon bestellte Wagen sein? Nicht zu denken! Der Pariser Zug geht erst wenige Minuten vor Neun ab, sie wird doch nicht eine geschlagene Stunde im Wartezimmer sitzen wollen. Indessen erschien aber ihr Stubenmädchen und reichte dem Kutcher eine umfangliche Gutschachtel auf den Vock hinauf. Kein Zweifel mehr — die seelenstarke Frau hatte Eile, ihren heroischen Entschluß auszuführen und ihr häusliches Domizil, diese Bruststätte des Unheils für andere, des moralischen Unterganges für sie selbst, zu verlassen.

Brand trat unter das Haustor, und im selben Augenblick kam die große Modistin ihm aus dem Treppenhause entgegen. Sechs ihrer Damen geleiteten sie, einige vergossen Tränen, andere schienen mühsam, aber heldenmütig einen großen Schmerz niederzukämpfen. Amélie blieb stehen, ihr Befolge umdrängte sie, ihre Hände wurden ehrfurchtsvoll gepreßt, stürmisch geküßt. Sie dankte mit Rührung und Grandezza für jedes Liebeszeichen.

Ein Gymnasiast, der eben vorüberging, weidete sich ein Weilschen an dem Anblick und rief: „Die reine Maria Stuart vom Burgtheater.“

Brand schob den ledern Jüngling zur Seite, näherte sich Madame Amélie mit erhobenem Hute und beglückwünschte sie: „Sie sind Ihrem Entschlusse treu geblieben, Madame, sehen Sie, es geht auch ohne Eid. Meine Hochachtung, Madame.“

Sie war merkwürdig verlegen, ja bestürzt: „Ach, oh — diese Liebeshwürdigkeit! diese Güte! . . . Ich hätte wirklich nicht erwartet . . . daß Sie so früh . . .“

„Nicht erwartet? — Da ich Ihnen doch versprochen hatte . . . Ich glaube fast, ich komme Ihnen ungelegen,“ scherzte er.

Sie protestierte, und er ergriff ihren Arm und half ihr in den Wagen steigen. Dabei tat er einen Blick in das Innere des Gefährts . . . Alle Teufel! eine Ecke war schon besetzt, sehr dick und breit durch einen schönen Mann mit weiß und roten Gesicht mit schwellenden Lippen. Brand kannte das Lächeln, das höhnische und ängstliche Lächeln, zu dem sie sich in diesem Augenblick verzog. Entrüstet warf er den Wagenschlag zu. Amélie, schamrot und verwirrt, beugte den Kopf und machte eine um Verzeihung flehende Gebärde. Der Kutcher trieb die Pferde an.

Glückliche Reize, Unglückliche! Sie nimmt den Glenden mit — auf die Flucht vor ihm. O die Weiber, die Weiber!

Fast hätte Dietrich es laut ausgerufen. Die Damen unter dem Tor waren indessen von toller Lustigkeit ergriffen worden, schnatterten und lachten, daß es ein Vergnügen gewesen wäre, ihnen zuzuhören, wenn die Immoralität dieses Gelächters ein Vergnügen hätte aufkommen lassen. Unter der Anführung Fräulein Juliens, die im Bewußtsein ihrer Regentschaftswürde um zwei Zoll gewachsen schien, hüpfen und tanzten die Frauenzimmer die Stiege wieder hinauf. Mißbilligend sah Brand ihnen nach.

Beim Abschied und nach dem Abschied muß man auch sehen, ihr falschen Kröten! dachte er. Als bald aber regte sich sein Gerechtigkeitsbedürfnis und veranlaßte ihn zu allerlei Erwägungen und zu der Frage: „Machen wir Soldaten es nicht im Grunde ebenso? Mit Trauerklängen begleiten wir den entschlafenen Kameraden zur letzten Ruhstätte — mit klingendem Spiele marschieren wir hinweg von seinem Grabe.“

Der Vergleich hinkt freilich wie jeder Vergleich. Uebrigens, sei es wie es wolle — mit Weibererziehung gedachte Brand sich vorläufig wenigstens nicht mehr zu befassen.

Sophie war bei dem theatralischen Abschied der Prinzipalin nicht erschienen; Dietrich traf sie unterwegs, und sogleich fiel ihre Blässe und ihre sorgenvolle Miene ihm auf. „Was ist Ihnen,“ sprach er sie an. „Sie sehen bekümmert aus.“

„Das bin ich auch. Georg ist in der Nacht von heftigem Fieber ergriffen worden, und ich habe den Arzt rufen lassen, ihn aber nicht erwarten können.“

„Ich will ihn erwarten und Ihnen Botenschaft ins Atelier bringen,“ sagte Dietrich.

„Nicht selbst,“ erwiderte sie rasch, „schicken Sie mir Nachricht. Ich bitte.“ Sie machte eine flehende Gebärde, nickte ihm zu und eilte davon.

In der Wohnung angelangt, wurde Dietrich von Klein-Ammerl begrüßt.

„Weißt Du was?“ rief sie, „nimm heute mich mit auf die Reise. Georg bleibt da, er ist eingeschlafen.“

Und so war's. Auf einem Sessel in der Fensterecke, mit seinem Hüften auf dem Schoße, zum Ausgehen bereit, war er in Schlaf gesunken. Sein Kopf hing tief herab auf die Brust, sein Atem ging unhörbar leise. Er war sehr gewachsen in der letzten Zeit, die Ärmel seiner Jacke reichten kaum noch bis zu den schmalen Handgelenken. Wie glichen seine Hände denen seiner Mutter, wie farblos aber und wie abgezehrt waren sie!

Dietrich stand lange vor ihm, ehe er erwachte, plötzlich auffuhr und in das Gesicht seines Freundes blickte.

„Lieber Herr Rittmeister, guter Herr Rittmeister,“ sagte er freudig, und seine Augen leuchteten.

Das war die erste Liebeserklärung, die Brand von dem Kinde zu hören bekam. Sie erhellte ihm die Seele bis auf den tiefsten Grund, doch tat er, als ob er nichts Neues und Merkwürdiges an ihr fände, und fragte: „Wie geht's? Wie fühlst Du Dich? Wollen wir heute in die Berge?“

„In die Berge, ja, ja, in die Berge,“ wiederholte das Kind, erhob sich, wankte und fiel besinnungslos in Dietrichs Arme.

Er und Pauline brachten ihn zu Bett und labten ihn. Der Arzt, der bald darauf erschien, fand ihn noch in halber Betäubung, sprach sich nicht aus, wollte am Abend wiederkommen. Da war Sophie schon zu Hause, und für sie hatte er nur Worte des Trostes und der Beruhigung. Zu Brand sagte er aber schon am nächsten Tage im Vertrauen:

„Wir schwanken auf einem schmalen Brett über dem Abgrund.“

Und es wurde ein langes, langes Schwanken, eine schwere, schleichende Krankheit. Sie fraß allmählich die physischen Kräfte des Kindes auf, konnte aber seiner Intelligenz, seiner Phantasie, seiner Güte, allen lebenswürdigen Eigenschaften, die ihn beseelten, nichts anhaben. Sie kamen vielmehr erst recht zutage, jetzt, da seine Schar, zu ähneln, was er fühlte, gewiden war.

„Nur nicht aufregen,“ warnte der Arzt, „dämpfen! Zerstreuung braucht er jetzt nicht, langweilen soll er sich.“

Aber leider langweilte Georg sich nie; alles interessierte ihn, ein Schatten, der an der Mauer hinglitt, ein Baumblatt, das durchs offene Fenster hereinslog, gaben seinem Geiste überreichen Stoff zu rastlosem Denken und Sinnen.

Einmal erfuhr er einen großen Schmerz. Der Arzt hatte den Rat gegeben, Ammerl fortzubringen aus der Nähe des Kranken, und es wurde beschlossen, sie der treuen Obhut der Frau Peters anzuvertrauen. Als diese kam, um ihre Schulpflicht in Empfang zu nehmen, brach Ammerl beim Abschiede von ihrem Bruder in heiße Tränen aus. Sie war aber kaum in die Küche getreten, wo Dietrich Peters von seiner Mutter deponiert worden war, als man sie auch schon fröhlich lachen und ihn begrüßen hörte.

Georg richtete sich im Bett auf bei diesem Freudenansruf: „Jetzt ist sie glücklich; wenn sie nur glücklich ist, die Kleine,“ sagte er, kehrte sich mit dem Gesicht gegen die Wand — und weinte ganz leise.

Bei einem Haar hätte Brand mitgeweint, so nahe ging ihm das Leid, das seinem lieben Jungen widerfuhr. Aber zwischen dem, was sich an weichen Empfindungen in einem Manne regt, und dem, was von ihnen zutage kommt, liegt eine Welt des Unausgesprochenen. Brand hielt sich immer im Zaume, verriet nie eine Schwäche und pflegte eifrig das Talent zur erzieherischen Krankenpflege, das er in sich entdeckte. Dazu gehörte unter anderem auch eine ganz vortreffliche, originelle Erzählungsgabe, von der Dietrich bisher nichts geahnt hatte. Kein brutales Vorbringen all dessen, was einem eingefallen ist, kein ein Erzählen während des Erzählens, und dabei ein fortwährendes Beobachten des Eindrucks, den dieses hygienische Fabulieren hervorbringt. Der Eindruck, den es macht, ist seine Ruhe, sein Stachel und Jügel; er lehrt: jetzt darfst du steigern, spannen, und jetzt

mußt du nachlassen, wohlthuend und sanft, und jeden Mißton auflösen und verklingen lassen in Frieden und Harmonie.

Das konnte Brand, das hatte er gelernt, das hatte die Liebe zu seinem lieben Jungen ihn gelehrt. Und was nicht alles noch! Die Anordnungen des Doktors befolgte er gewissenhaft, aber gegen seine Diagnose erhob er Einwendungen:

„Es ist eine Entwicklungskrankheit, glauben Sie mir, aus der Georg sich neu gestärkt erheben wird, um dann erst recht kräftig an Leib und Seele zu gedeihen. Er wird seine kleinen Absonderlichkeiten und Empfindlichkeiten abstreifen, und einer wie Tausende werden in allem Geringfügigen und Nebenächtlichen; einer wie wenige aber in allem Großen, Ernsten, Wichtigem. Machen Sie ihn nur zu einem gesunden Menschen, Herr Doktor, zu einem tüchtigen, einem ausgezeichneten Menschen wird er sich machen ohne Sie und ohne mich, denn — ich sehe das schon — er gehört zu denen, die sich selbst und gelegentlich ganz unbewußt den Erzieher erziehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Romeo und Julia auf dem Dorfe.

Seldwyler Geschichte von Gottfried Keller.

14]

Nachdruck verboten

Aber jedesmal, wenn sie ein Weilchen getrennt gewesen, flogen sie zusammen und feierten ein Wiedersehen, als ob sie sich Jahre lang gesucht und endlich gefunden. Sali machte ein trauriges und unmutiges Gesicht, wenn er mit einer anderen tanzte, und drehte fortwährend das Gesicht nach Brenchen hin, welches ihn nicht ansah, wenn es vorüberdrehte, glühte wie eine Purpurrose und überglücklich schien, mit wem es auch tanzte. „Bist Du eifersüchtig, Sali?“ fragte es ihn. — „Gott bewahre!“ sagte er, „ich müßte nicht, wie ich es anfangen sollte.“ — „Warum bist Du denn so böse, wenn ich mit anderen tanze?“ — „Ich bin nicht darüber böse, sondern weil ich mit anderen tanzen muß. Ich kann kein anderes Mädchen ausstehen, es ist mir, als wenn ich ein Stück Holz im Arm habe, wenn Du es nicht bist. Und Du, wie geht es Dir?“ — „O, ich bin immer wie im Himmel, wenn ich nur tanze und weiß, daß Du zugegen bist. Aber ich glaube, ich würde sogleich tot umfallen, wenn Du weggingest und mich daließe.“ — Sie waren hinabgegangen und standen vor dem Hause; Brenchen umschloß ihn mit beiden Armen, schmiegte seinen heißen, zitternden Leib an ihn, drückte seine glühende Wange, die von heißen Tränen feucht war, an sein Gesicht und sagte schluchzend: „Wir können nicht zusammen sein, und doch kann ich nicht von Dir lassen, nicht einen Augenblick mehr, nicht eine Minute.“ — Sali umarmte und drückte das Mädchen heftig an sich und bedeckte es mit Küßen. Seine verwirrten Gedanken rangen nach einem Ausweg, aber er sah keinen. Wenn auch das Elend und die Hoffnungslosigkeit seiner Herkunft zu überwinden gewesen wären, so war seine Jugend und unerfahrene Leidenschaft nicht beschaffen, eine lange Zeit der Prüfung und Entzagung vorzunehmen und zu übersehen, und dann wäre erst noch Brenchens Vater dagewesen, welchen er zeitweilig elend gemacht. Das Gefühl, in der bürgerlichen Welt nur in einer ganz ehrlichen und gewissenhaften Ehe glücklich sein zu können, war in ihm ebenso lebendig wie in Brenchen, und in beiden verlassenen Wesen war es die letzte Flamme der Ehre, die in früheren Zeiten in ihren Häusern geherrscht hatte und welche die sich sicher fühlenden Väter durch einen unscheinbaren Mißgriff über den Haufen geworfen, als sie, eben diese Ehre zu besitzen während durch Vererbung ihres Eigentums, so gedankenlos sich das Gut eines Verschollenen aneigneten, ganz gefahrlos, wie sie meinten. Das geschieht nun freilich alle Tage; aber zuweilen stellt das Schicksal ein Exempel auf und läßt zwei solche Streber ihrer Hauschre und ihres Gutes zusammentreffen, die sich dann unfehlbar aufreiben und auffressen wie zwei wilde Tiere. Denn die Mehrer des Reiches verrechnen sich nicht nur auf den Thronen, sondern zuweilen auch in den niedersten Hütten und langen ganz am entgegengesetzten Ende an, als wohin sie zu kommen trachteten, und der Schild der Ehre ist im Umsehen eine Tafel der Schande. Sali und Brenchen hatten aber noch die Ehre ihres Hauses gesehen in zarten Kinderjahren, und erinnerten sich, wie wohlgepflegte Kinderchen sie gewesen, und wie ihre Väter angesehen wie andere Männer, geachtet und sicher. Dann waren sie auf lange getrennt worden, und als sie sich wiederfanden, sahen sie in sich zugleich das verschwundene Glück des Hauses, und beider Reizung klammerte sich nur um so heftiger ineinander. Sie mochten so gern fröhlich und glücklich sein, aber nur auf einem guten Grund und Boden, und dieser schien ihnen unerreichbar, während ihr wallendes Blut am liebsten gleich zusammengeströmt wäre. „Nun ist es Nacht,“ rief Brenchen, „und wir sollen uns trennen.“ — „Ich soll nach Hause gehen und Dich allein lassen?“ rief Sali, „nein, das kann ich nicht. Dann wird es Tag werden und nicht besser um uns stehen.“

„Ich will Euch einen Rat geben, Ihr narrißchen Dinger!“ länte eine schrille Stimme hinter ihnen, und der Geiger trat vor sie hin. „Da steht Ihr,“ sagte er, „und wißt nicht, wo aus, und hättet Euch gern. Ich rate Euch, nehmt Euch, wie Ihr seid, und säumet

nicht. Kommt mit mir und mit meinen guten Freunden in die Berge, da braucht Ihr keinen Pfarrer, kein Geld, keine Schriften, keine Ehre, kein Bett, nichts als Euren guten Willen! Es ist gar nicht so übel bei uns, gesunde Luft und genug zu essen, wenn man tätig ist; die grünen Wälder sind unser Haus, wo wir uns lieb haben, wie es uns gefällt, und im Winter machen wir uns die wärmsten Schlupfwinkel oder kriechen wie Bauern ins warme Heu. Also kurz entschlossen, haltet gleich hier Hochzeit und kommt mit uns, dann seid Ihr aller Sorgen los und habt Euch für immer und ewiglich, so lang es Euch gefällt wenigstens; denn alt werdet Ihr bei unserem freien Leben, das könnt Ihr glauben. Denkt nicht etwa, daß ich Euch nachtragen will, was Eure Alten an mir getan. Nein, es macht mir zwar Vergnügen, Euch da angekommen zu sehen, wo Ihr seid; allein damit bin ich zufrieden und werde Euch behilflich und dienfertig sein, wenn Ihr mir folgt.“ — Er sagte das wirklich in einem aufrichtigen und gemüthlichen Tone. — „Nun, besinnt Euch ein bißchen, aber folget mir, wenn ich Euch gut zum Rat bin. Laßt fahren die Welt und nehmet Euch und fraget niemand nach was. Denkt an das lustige Hochzeitbett im tiefen Wald oder auf einem Heustock, wenn es Euch zu kalt ist.“ — Damit ging er ins Haus. Brenden zitterte in Salis Armen, und dieser sagte: „Was meinst Du dazu? Mich dünkt, es wäre nicht übel, die ganze Welt in den Wind zu schlagen und uns dafür zu lieben ohne Hindernis und Schranken.“ — Er sagte es aber mehr als einen verzweifelten Scherz denn im Ernst. Brenden aber erwiderte ganz treuherzig und küßte ihn: „Nein, dahin möchte ich nicht gehen, denn da geht es auch nicht nach meinem Sinne zu. Der junge Mensch mit dem Waldhorn und das Mädchen in dem seidenen Rod gehören auch so zueinander und sollen sehr verliebt gewesen sein. Nun sei letzte Woche die Person ihm zum erstenmal untreu geworden, was ihm nicht in den Kopf wollte, und deshalb sei er so traurig und schmolle mit ihr und mit den anderen, die ihn auslachen. Sie aber tut eine mutwillige Buße, indem sie allein tanzt und mit niemandem spricht, und lacht ihn auch nur aus dem. Dem armen Musikanten sieht man es jedoch an, daß er sich noch heute mit ihr veröhnen wird. Wo es aber so hergeht, möchte ich nicht sein, denn nie möchte ich Dir untreu werden, wenn ich auch sonst noch alles ertragen würde, um Dich zu besitzen.“ — Indessen aber siebte das arme Brenden immer heftiger an Salis Brust; denn schon seit Mittag, wo jene Birtin es für eine Braut gehalten und es eine solche ohne Widerrede vorgestellt, lohte ihm das Brautweien im Blute, und je hoffnungsloser es war, um so wilder und unbezwinglicher. Dem Sali erging es ebenso schlimm, da die Reden des Geigers, so wenig er ihnen folgen mochte, dennoch seinen Kopf verwirrten, und er sagte mit ratlos stotterender Stimme: „Komm herein, wir müssen wenigstens noch etwas essen und trinken.“ — Sie gingen in die Gaststube, wo niemand mehr war, als die kleine Gesellschaft der Heimatlosen, welche bereits um einen Tisch saß und eine spätkliche Mahlzeit hielt. „Da kommt unser Hochzeitspaar!“ rief der Geiger, „seht seid lustig und fröhlich und laßt Euch zusammengeben!“ — Sie wurden an den Tisch genötigt und knüchteten sich vor sich selbst an denselben hin; sie waren froh, nur für den Augenblick unter Leuten zu sein. Sali bestellte Wein und reichlichere Speisen, und es begann eine große Fröhlichkeit. Der Schmollende hatte sich mit der Untreuen verjöhnt, und das Paar lieboste sich in begieriger Seligkeit; das andere wilde Paar sang und trant und ließ es ebenfals nicht an Liebesbezeugungen fehlen, und der Geiger nebst dem budligen Waghäuser lärmten ins Maue hinein. Sali und Brenden waren still und hielten sich umschlungen; auf einmal gebot der Geiger Stille und führte eine spazhastige Zeremonie auf, welche eine Trauung vorstellen sollte. Sie mühten sich die Hände geben, und die Gesellschaft stand auf und trat der Reihe nach zu ihnen, um sie zu beglückwünschen und in ihrer Verbrüderung willkommen zu heißen. Sie ließen es geschehen, ohne ein Wort zu sagen, und betrachteten es als einen Spaß, während es sie doch kalt und heiß durchschauerte.

(Schluß folgt.)

Der Wert der Hauttätigkeit.

Daß eine geregelte Hautpflege die Vorbedingung zur Erhaltung der Gesundheit sei, ist zum Glück bereits zum Gemeinplatz geworden, es wird aber selbst den Arzt überraschen, aus den neueren Untersuchungen zu erfahren, daß die Hauttätigkeit geradezu sein mächtigster Verbündeter in der Vorbeugung und Heilung einer ganzen Reihe schwerer Erkrankungen des menschlichen Körpers ist. Sogar auf die Geisteskrankheiten erstreckt sich dieser Einfluß, und eine davon, die Paralyse, die mit ihren unglücklichen Wirkungen besonders unheilvoll aufzutreten pflegt, weil sie jahrelang ihren Schatten vorauszuwerfen imstande ist und sich als unsinniges Projektmachen als Verschwendungsjucht und so weiter äußert, gewöhnlich schon die Existenz und Familie des Kranken ruiniert, noch bevor sie ihn körperlich niederwirft, soll nach den neuesten Berichten geradezu in unmittelbarem Zusammenhang mit angeregter oder unterdrückter Hauttätigkeit stehen.

So urteilt W. Möbssz in seinem vor kurzem erschienenen Werke „Die rassenhygiatrischen Erfahrungen und ihre Lehren über die Paralyse“. Seine sich auf alle Völker des Erdballs erstreckenden Zusammenstellungen offenbaren die merkwürdigsten Verbindungs-

fasen zwischen scheinbar ganz weit auseinanderliegenden Dingen. Es geht aus ihnen hervor, daß, während in Europa im Durchschnitt ein Sechstel bis ein Fünftel, in manchen Ländern, so z. B. Ungarn sogar ein Drittel aller Insassen der Irrenhäuser an Paralyse oder Rückenmarksdarre (Tabes) leiden, diese beiden Krankheiten, trotz der ihnen vorausgehende Anstetungskrankheit im Orient, in ganz Afrika und im heißen Amerika enorm verbreitet ist, dort fast gar nicht vorkommen. Es liegt nun nahe zu glauben, daß die intensive Inanspruchnahme der Geisteskräfte des Europäers, sein erbarmungsloser Kampf ums Dasein die Ursache dieser Erscheinung sei, und allgemein war man bisher dieser Ansicht. Man wird sich aber belehren müssen, wenn man aus den Möbssz'schen Tabellen sieht, daß Paralyse in allen kalten Ländern häufiger ist als in den warmen, unbekümmert darum, ob sie sich hoher Kultur erfreuen oder ganz in den Anfängen der Zivilisation stehen gelieben sind. Die armseligen Patagonier im südlichen Chile werden ebenfowenig von geistigen Anstrengungen ermüdet wie die brasilianischen Indianer am Amazonasstrom und dennoch ist bei den einen die Paralyse sehr häufig, bei den Tropenländern sehr selten. Und ähnlich verhält es sich auf dem ganzen Erdenrund.

Die gleiche Erscheinung in noch interessanterer Form tritt uns entgegen, wenn wir den Folgen der „Kulturaste“ auf den Menschen in den einzelnen Ländern nachspüren. Die schwersten Fälle von Vergiftung durch Haschisch- und Opiumrauchen kommen — in Paris und London vor; in der Heimat dieser Ansitze, nämlich in Indien und im südlichen China, wirkt das Opium bei weitem nicht so schädlich, als man nach europäischen Erfahrungen glaubt.

Weitverbreitet ist auch die Ansicht, daß der Alkoholgenuß in den Tropen ganz außergewöhnlich schädlich wirke. Das trifft aber nach der Möbssz'schen Zusammenstellung nur teilweise zu. Der Europäer, der sich in den Tropen ohnedies, rein physisch genommen, in einem ständigen Reizzustande befindet, welcher sich ja in dem berichtigten „Tropenkoller“ oft genug entladet, hat freilich jede Ursache, den Alkohol zu meiden; anders steht es hingegen mit den Eingeborenen. Schon in Südbitalien sind die durch chronische Trunkenheit bewirkten Schädigungen des Einzelnen und der Gesellschaft bedeutend geringer als im nördlichen Europa. In Griechenland und Apulien gibt es unmäßige Säufer genug, relativ sogar viel mehr als in Mittel- und Norduropa. Auch die Leistungen der Antike können in diesem Punkte nicht gering veranschlagt werden, trotz der damals üblichen Vermischung des Weines mit Wasser. Aber wir haben kein Zeugnis eines antiken Schriftstellers für einen Fall von Delirium tremens, und ebenso soll diese letzte Strafe des Säufers auch jetzt in Südeuropa unbekannt sein. Wenigstens statistisch kann sie nicht erfaßt werden.

Die gleiche relative Harmlosigkeit des Alkohols ist für die Südchinesen, die Indianer des heißen Südamerikas und die afrikanischen Neger bezeugt. Die Araber in Algier und Tunis haben sich unter dem französischen Einfluß längst von der Schar vor dem im Koran verbotenen Weingenuß befreit; sie trinken sehr viel, sogar unmäßig Wein und erleiden doch keinen sichtbaren Schaden dadurch.

Alle diese merkwürdigen Tatsachen bringt nun Möbssz dadurch auf einen gemeinsamen Nenner, daß er nachweist, daß Anästhesie, Narkotika, Alkohol überall dort nicht viel schaden, wo der Mensch die regste Hauttätigkeit ausübt, vulgär gesprochen, wo er viel schwitzt.

Dies enthält scheinbar den Widerspruch, daß der Europäer, der in den Tropen wahrlich vom Schwitzen nicht verschont bleibt, bei weitem nicht so immun gegen die genannten Schädlichkeiten ist wie Regen, Indianer oder Südchinesen. Die Lösung des Rätsels liegt darin, daß er eben doch bei weitem im Punkte der Hauttätigkeit nicht so leistungsfähig ist wie die Eingebornen. Wer jemals mit den Bewohnern südlicher Länder in ihrer Heimat verkehrt hat, wurde nur zu bald auf das nachdrücklichste darauf aufmerksam.

Und so ist denn an einem neuen schlagenden Beispiel die alte Erfahrung vom Wert der Hauttätigkeit auf das glänzendste, ja in ganz ungeahnter Weise bestätigt. Diese Erfahrungen werden ihre gegenreichen Folgen haben nicht nur bei der Bekämpfung von Volksseuchen, sondern auch für jeden einzelnen in seiner Lebensführung. Die Durchlüftung der Haut, die Anregung ihrer Tätigkeit, die Schwitzkur, sei es als Dampfbad oder als „Schweiß der Arbeit“ wird offenbar mit den weiteren Fortschritten der Hygiene viel mehr zur Geltung kommen als jetzt, und der alte Volksglaube: man könne eine Krankheit ausschwitzen, hat durch die Wissenschaft eine gewisse, nicht schlecht begründete Unterlage gefunden. Eine ganze Reihe von Volksmitteln, so z. B. die Dampfbäder der Russen, die Schwitzkuren der alten Römer und der Türken, erscheinen in diesem Lichte gerechtfertigt, und wenn man die altbewährte „Hausapotheke“ wärmer erprobter Mittelchen durchsieht, wird man entdecken, daß darin mit besonderer Vorliebe der harmlose „schweißtreibende“ Tee wiederkehrt, zu dessen wiederherstellender Kraft uns nun auch die Wissenschaft neuerdings Vertrauen zu fassen lehrt.

H. Fallens.

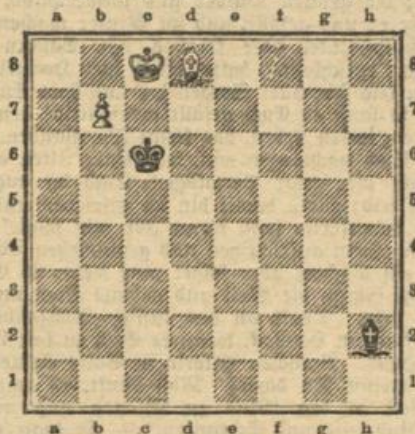
Die Industrie des Sauerkohls.

Die Entstehung des Sauerkohls beruht auf ähnlichen Vorgängen wie die der sauren Milch, und man könnte schon daraus den Schluß ziehen, daß der Sauerkohl ein besonders gesundes

Schach.

Unter Leitung von G. Alapin.

Von einem unbekanntem Autor.



Weiß zieht und gewinnt.

In dieser einfachen, auch praktisch oft vorkommenden Stellung ist der Gewinn nur durch gewisse, nachstehend ersichtliche Feinheiten erreichbar. 1. Ld8—h4, Kc8—b6! (Sonst folgt das Manöver: Lh4—f2—a7—b8—h2—g1, wie im nachstehenden Schlussspiel.) 2. Lh4—f2, Kb6—a6! (Sonst Lf2—a7—b8—h2—g1 zc.) 3. Lf2—c5! (Andere Läuferzüge verzögern nur, z. B.: 3. Ld4, Ld6!; 4. Lf6, Kb6!; 5. Ld8, Kc6!; 6. Le7, Lh2!; 7. Ld8, Ld6!; 8. Lh4, Kb6!; 9. Lf2, Ka6!; 10. Ld4, Lh2!; 11. Lg1, Ld6!; 12. Le8, Lh2! und Weiß muß doch wie im Text mit 13. Le5! kommen, um Ld6 zu verhindern.) 3. Lh2—g3; 4. Le5—e7, Ka6—b6! (Erzwingen wegen der Drohung Le7—d8—c7) 5. Le7—d8, Kb6—c6! Das bisherige Tempospiel hatte nur den Zweck, den Läufer des Gegners von dem günstigen Felde h2 zu vertreiben (Zugzwang), damit nunmehr 6. Ld8—h4 mit Angriff (!) auf den Lg3 geschehen könne. (Würde der schwarze Läufer im Zuge Nr. 3 nach e5 oder f4 ausweichen, so hätte Weiß statt des Tempozuges seinen Zweck mit Ld8—f6—e5, bezw. mit Ld8—g5—e8 erlangt. Deshalb war es auch nötig, den Läufer des Schwarzen von d6 fernzuhalten; weil bei der Stellung des schwarzen Königs auf e6 das Manöver Ld8—e7—e5 nicht angeht. Man vergleiche hiermit den Zug Nr. 7 in der obigen dritten Klammerglosse.) 6. Lg3—d6. Auch andere Läuferzüge nützen nichts mehr, denn dadurch, daß der ansgegriffene (!) Läufer überhaupt ziehen mußte (auf h2 wäre der Läufer unangreifbar gewesen, deshalb mußte er von dort erst durch das einseitige Tempospiel vertrieben werden), kann nunmehr nach 7. Lh4—f2! der schwarze König nicht mehr wie früher (Siehe Tempozüge Nr. 1 und Nr. 2) ab gelangen, was nach 7. Ld6—h2 den Zug 8. Lf2—a7 ermöglicht. Nun ist der Gewinn einfach: 8. Ld6; 9. Lb8, Le5; 10. Le5, La7; 11. Ld4 und die Umwandlung des Bb7 ist nicht mehr aufzuhalten.

Schachliteratur. Ein bescheidener Münchener Amateur, G. Hüther, der gar keine Ansprüche auf Spielfärke macht, hat aus reiner Liebhaberei soeben im Selbstverlage seine langjährige Sammlung kurzer Partien (333 Stück, in denen das Matt spätestens im 20. Zuge erfolgt) in einem sauberen Büchlein „Schnellmatt“ betitelt, erscheinen lassen. Es kann auch von G. Rommiger, Leipzig, Berthestr. 10, für 2.50 M. (gebunden 3.50 M.) bezogen werden. Wir entnehmen dem interessanten Werkchen nachstehende, in einem Wiener Lokaltourier gespielte, besonders brillante, wenn auch ältere Partie.

Englischs Eröffnung.

B. Fleißig. C. Schlochter.

1. b2—e4
2. Lc1—b2
3. a2—a3
4. b4—b5
5. d2—d4?
6. Sb1—c3
7. Dd1—d3
8. h2—h3
9. Lc8—b7
10. Lf8—e7
11. Dg7—h8
12. Dh8—e8
13. Lb2—c1
14. Dd8—c8?
15. Dc8—e8
16. Kd1—c1
17. Lf2—e3
18. Le3—f2
19. Kc1—b1
20. Kb1—a2

Dxh5 war ein gesunder Mehrbauer zu erobern. Aber Schwarz sucht eleganten Angriff mit gestrichelten Opfern.

8. Dd3×d4 Lf8—e5
 9. Dd4—g7 Le5×f2
 10. Ke1—d1 d5—d4!

T8 reichte natürlich auch aus.

11. Dg7×h8 Ke8—e7
 12. Dh8×e8 d4×c3
 13. Lb2—c1 Sb8—d7!
 14. Dd8×c8?
 In Betracht kam 14. D×b7, Td8;
 15. D×e4, Sc5; 16. Dd3 zc.
 14. Da5×b5
 15. Lc1—f4 Db5—d5
 16. Kd1—c1 Lf2—e3!
 17. Lf2×e3 Se4—f2!
 18. Le3×f2 Dd5—d2
 19. Kc1—b1 Dd2—d1
 20. Kb1—a2 Dd1×e2+

Eine äußerst brillante Partie; in der Mattstellung hat der Verlust der Mehrzahl von 2 T und 2 L zu verzeichnen.

Nahrungsmittel ist. Die Gärung gilt in den meisten Fällen als eine Verderbnis der Speisen, gleichviel, ob sie durch Bakterien oder Pilze herbeigeführt wird. Es gibt aber wohlthätige Ausnahmen, in denen solche Kleinwesen eine in Sinne des Menschen überaus nützliche Tätigkeit entfalten. Wird doch die saure Milch geradezu als das Nahrungsmittel geschätzt, durch dessen Bevorzugung man die Anwartschaft auf ein langes Leben erwirbt. Das kommt daher, weil das Ferment der Milchsäure sich im Darm des Menschen vermehren kann, ohne dessen Schleimhäute anzugreifen oder die Verdauung zu behindern. Es hat sogar im Gegenteil die Tugend, den Darm von einer schädlichen Flora zu reinigen.

Die Gärung des Sauerstoffes, wenn er gut zubereitet ist, nimmt einen Verlauf, der in jeder Hinsicht der Gärung der Milch entspricht. Auch der K Kohl ist ein außerordentlich hoher Wassergehalt nähert. Ein gewöhnlicher Weiskohl hat über 92, ein Savoyerkohl fast 90 Proz. Wasser. Die chemische Untersuchung der Stoffe, die nach völliger Entziehung des Wassers zurückbleiben, ergibt für den Weiskohl über 4 Proz. Zucker, 1,5 stickstoffhaltige Verbindungen, 1,2 Zellulose, 0,8 Mineralstoffe (Asche), 0,1 Proz. Fett. All diese Bestandteile sind im Savoyerkohl in noch größeren Mengen vorhanden, nämlich 4,7 Zucker, 2,9 stickstoffhaltige Verbindungen, 1,4 Mineralstoffe und 0,4 Fett. Nur die Zellulose hält sich auf der gleichen Höhe, was gewiß kein Fehler ist, da sie als unverbäulich gelten muß. Der Zuckergehalt von 4 bis 5 Proz. ist derselbe wie er sich durchschnittlich in der Milch findet.

Nun enthält auch der K Kohl stets gewisse Keime, die nur auf günstige Umstände warten, um sich zu entwickeln und ihre Wirkung auszuüben. Sie sind schon vorhanden, wenn der K Kohl noch im Boden wurzelt, zeigen ihre Lebenskraft aber erst, wenn durch die Zerfärbung der Blätter der Zellsaft austritt und außerdem eine geeignete Temperatur gegeben ist. Danach sollte man glauben, daß sich jeder K Kohl in Sauerstoff verwandeln könnte. Das ist an sich auch der Fall, aber nicht jeder K Kohl ist zur Vereitung von schwachsaurem Sauerstoff geeignet. Das liegt hauptsächlich daran, daß die verschiedenen Kohlsorten, wie schon die chemischen Analysen gezeigt haben, nicht die gleiche Zusammensetzung aufweisen. Infolgedessen entsteht auch aus jeder Art des Kohls eine besondere Art des Sauerstoffes. Der aus Weiskohl bereitete Sauerstoff enthält viel mehr Zucker als der des Savoyerkohls, dafür erheblich weniger stickstoffhaltige Verbindungen und Fettstoffe und ist auch weniger wasserreich. Dazu kommt, daß die Gärung nicht auf der Tätigkeit eines einzigen Lebewesens beruht, sondern auf verschiedenen Gattungen, die sich wiederum an einzelne bestimmte Kohlsorten halten.

Außer dem schon von Pasteur entdeckten Ferment, das ein längliches Stäbchen von etwa einem tausendstel Millimeter Länge bildet, gibt es noch eine Anzahl anderer von verschiedenen Längen und Formen. Unter ihnen wird das von Conrad gefundene und nach diesem Forscher benannte insbesondere als Bacterium brassicae acidae, also als das des Sauerstoffes, bezeichnet. Sein Wachstum im K Kohl ist von einer sehr lebhaften Gasentwicklung begleitet.

Lange, ehe man etwas von Bakterien wußte, hat sich für die Vereitung des Sauerstoffes ein festes Rezept herausgebildet. Der K Kohl wird von seinen grünen Teilen und Stielen befreit, in seine Streifen geschnitten und eingesalzen. Das Salz, das in einem Gewichtsverhältnis von 1 bis 2 v. S. zugesetzt wird, dient vorzugsweise zur Wasserentziehung. Als Behälter wurden früher Tonnen aus Eichenholz benutzt, jetzt mehr Bottiche aus Zement. Die Fässer werden mit einem durchlochten Deckel, die Bottiche mit Brettern zugedeckt, die mit großen Steinen beschwert werden. Die Temperatur in den Kellern, wo die Sauerstoffbereitung geschieht, darf nicht unter 18 oder 20 Grad betragen. Das Salz zieht nun in Gemeinschaft mit dem starken Druck die Hälfte des Zellstoffes oder noch etwas mehr aus dem K Kohl heraus, so daß die Flüssigkeit über die Bedeckung der Behälter austritt. Fast gleichzeitig zeigt sich die Gasentwicklung, die je nach der Art des Kohls und der Fermente wochen- oder gar monatelang dauern kann. Die Milchsäuregärung muß sofort eintreten. Läßt sie auf sich warten, so besteht die Gefahr, daß eine butterfaure Gärung erfolgt und das Erzeugnis verdirbt oder wird doch mehr oder weniger entwertet.

Mit der milchsäuren Gärung, die eben darin besteht, daß der Zuckergehalt allmählich in Milchsäure übergeführt wird, geht auch eine alkoholische Gärung Hand in Hand, die auf der Wirkung anderer Keime beruht. Beide Vorgänge behindern sich durchaus nicht, sondern unterstützen einander. Der Zucker, der von der milchsäuren Gärung übrig gelassen wird, verschwindet durch die alkoholische unter Ausscheidung von Kohlenensäure. Die Behälter erfordern aber eine dauernde Beaufsichtigung, damit nicht Pilze schädlich eingreifen, namentlich das sogenannte Oidium lactis. Um sich seiner zu erwehren wird der K Kohl zuvor gekocht. Dabei werden freilich auch die Keime der erwünschten Gärungen vernichtet, aber man kann sie nachträglich in Reinkulturen wieder zusetzen.

Zunehmend hat dies Verfahren gewisse Nachteile, da ein zuvor gekochter Sauerstoff etwas an Geschmack verliert. Es ist also besser, ihn roh einzulegen und durch andere Mittel vor Pilzen zu schützen. Der K Kohl wird sehr stark gepreßt, weil sich die Fermente nur unter Abfluß der Luft mitentwickeln.